

# FALKENMÄDCHEN

von

**Asuka Lionera**

erschienen im

**Drachenmond Verlag**

ISBN: 978-3-95991-222-8 (Softcover) – 14,99 Euro

ISBN: 978-3-95991-422-2 (Ebook) – 4,99 Euro

## *Kapitel 1*

Schon seit einer ganzen Weile kann ich meine Finger nicht mehr spüren, doch ich zwingen mich dazu, weiterzumachen.

Schnell werfe ich einen Blick auf den Wäscheberg neben mir und seufze. Es kommt mir vor, als wolle er gar nicht abnehmen, egal wie viele Kleidungsstücke ich fertig habe. Als würde eine unsichtbare Macht immer wieder ein neues Stück obenauf legen.

Ich ziehe das Hemd, das ich gerade im Fluss auswasche, heraus, und puste mir in die Hände, ehe ich sie fest zusammenreibe in der Hoffnung, sie dadurch wärmen zu können, aber es hilft alles nichts. Meine Haut ist rot und rissig und die Finger sind steif vor Kälte. Das Wasser, in dem ich die Kleidung waschen muss, ist eisig - kein Wunder, schließlich ist es Winter.

Ich greife nach dem nächsten Wäschestücke, wirble es durch den Fluss und wringe es anschließend trocken, während ich verbissen versuche, den Schmerz in meinen Händen zu verdrängen. Es ist, als würden tausend spitze Nadeln durch meine Haut stechen, und jede Bewegung meiner Finger wird zur Qual.

Fahl scheint der Mond durch die Zweige, direkt auf den Kleiderhaufen, der mich immer noch zu verhöhnen scheint. Ich lasse den Kopf hängen, schließe die Augen und atme für einen Moment durch. Danach lasse ich ein paar Mal die Schulter vor und zurück rollen, um die verkrampften Muskeln darin zu lockern. Ich knie hier sicherlich schon Stunden, ohne mich großartig zu bewegen. Eigentlich müsste ich bereits daran gewöhnt sein,

aber die Schmerzen in Muskeln und Knochen sagen mir, dass dem nicht so ist.

Mit klammen Fingern streiche ich mir einige vorwitzige blonde Strähnen aus dem Gesicht und mache mich nach dieser kurzen Pause wieder an die Arbeit. Ich muss fertig werden, bevor die Sonne aufgeht, und ich habe noch ordentlich zu tun. Keine Zeit für Trödeleien!

Wie immer bin ich allein, doch ich habe keine Angst. Niemand traut sich nachts in den Wald, schon gar kein junges Mädchen wie ich. Das wäre nicht normal.

Tja, ich bin aber nun mal nicht normal.

*Mondscheinmädchen* oder *Nachtkind* sind noch die netteren Worte, mit denen die Dorfbewohner mich betiteln. Ich kann es ihnen nicht verübeln, schließlich bin ich anders, und seit jeher fürchten die Menschen das, was anders ist als sie selbst. Zwar wissen sie nicht, was genau mich anders sein lässt, aber allein die Tatsache, dass mich noch nie jemand bei Tageslicht gesehen hat, reicht aus, um die Gerüchteküche brodeln zu lassen.

Ich gebe mir Mühe, immer freundlich zu sein, wenn ich denn nachts auf meinem Weg in den Wald einem anderen Menschen aus dem Dorf begegnen sollte, doch meistens erhalte ich keine Antwort und das Lächeln gefriert mir auf den Lippen, wann immer sie das Zeichen gegen das Böse machen, wenn ich an ihnen vorbei laufe. Ich gebe vor, das Getuschel nicht zu hören, wenn sie denken, ich sei weit genug entfernt, doch in Wahrheit schneidet sich jedes gehässige Wort tief in meine Seele. Wie gerne würde ich mich umdrehen und sie anschreien, was verdammt noch mal ihr Problem sei, doch ich beiße die Zähne zusammen und schlucke den Ärger und die Wut hinunter, so wie Vater es mich von kleinauf gelehrt hat.

Es schmerzt mich, dass ich nicht anerkannt werde. Dass ich keine Freunde habe. Aber wer ist schon nachts unterwegs? Nur Diebesgesindel, Huren und ... *ich*.

Wütend blinzele ich die Tränen weg, während ich das halbwegs saubere Hemd auswringe und auf den fertigen Stapel lege. Schnell stecke ich beide Hände unter die Achseln, um sie wenigstens ein bisschen aufzuwärmen und die fieson Nadelstiche der Kälte zu vertreiben, die erbarmungslos in mich hineinstechen. Es hat keinen Sinn in Selbstmitleid zu versinken, das weiß ich, aber es ist so schwer, immer nur fröhlich zu sein, wenn mein Innerstes doch am liebsten laut schreien würde.

Zweige knacken hinter mir und ich fahre erschrocken herum, atme jedoch gleich wieder auf, als ich die massige Gestalt erkenne. Es ist nur mein Vater.

Ich lächle ihm zu, als er sich behäbig neben mir am Ufer auf einem Stein niederlässt. Seine goldenen Augen mustern den Berg Dreckwäsche, doch ich zucke nur mit den Achseln. Wir beide wissen, dass ich diese undankbare Aufgabe Mutter zu verdanken habe, aber ich beschwere mich nicht. Irgendwas muss ich schließlich für unsere Familie tun, und da es nicht sonderlich viel gibt, was ich bei Nacht machen kann, kümmere ich mich eben um die Wäsche.

Ich liebe es, wenn Vater mich besucht und mir nachts wenigstens für ein paar Stunden Gesellschaft leistet, denn ansonsten sehen wir uns kaum, und wenn, haben wir nicht viel Zeit miteinander. Er ist der einzige in unserer Familie, der mich versteht.

Denn er ist so wie ich.

Ich rutsche näher an ihn heran und kuschle mich in seinen warmen Pelz. Er riecht nach Wald und Erde. Ich liebe diesen Geruch. Vorsichtig legt er eine seiner großen Pranken um mich, immer darauf bedacht, mich nicht mit seinen Krallen zu verletzen.

»Schön, dass du da bist«, murmle ich, obwohl ich genau weiß, dass ein Gespräch unmöglich ist. Vater gibt ein tiefes Brummen von sich, sodass meine Wange, die ich an seinen Pelz gedrückt habe, vibriert.

Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, wann ich je meinen Vater richtig umarmt habe, wenn er nicht so aussah. Schon zu viele Jahre sind seitdem ins Land gegangen, in denen wir beide es nicht leicht hatten.

In den dunklen Stunden der Nacht, in denen ich mit meinem Schicksal hadere, frage ich mich, warum gerade eine gute Seele wie mein Vater diesen dummen Fluch verdient hat. Und warum er ihn gerade an mich weitergegeben hat, schließlich habe ich doch noch elf weitere Geschwister.

Aber keiner von ihnen ist wie ich oder wie Vater. Das hat uns beide schon immer zusammengeschweißt, auch wenn wir nie wirklich Zeit miteinander verbringen konnten. Allein die Gewissheit, dass es jemanden gibt, der ist wie ich und der versteht, was ich durchmache, nimmt mir eine gewaltige Last von den Schultern. Ich wüsste nicht, was ich ohne Vaters Rückhalt machen sollte, denn er ist der einzige, der weiß, wie ich mich fühle.

»Ich muss weitermachen«, sage ich entschuldigend und winde mich aus seiner Umarmung. Obwohl ich nichts lieber täte als einfach hier mit ihm sitzen und auf den Fluss starren würde, weiß ich, dass ich fertig werden muss, wenn ich nicht Mutters Zorn riskieren will. Wieder knie ich mich auf den harten Stein am Ufer und beginne, ein neues Wäschestück durch das eiskalte Wasser zu ziehen.

Vater brummt und erhebt sich ebenfalls. Sehnsüchtig sehe ich ihm nach, wie er in den Wald tritt und im Unterholz verschwindet und schon nach wenigen Metern ist sein schwarzer Pelz nicht mehr von der Umgebung zu unterscheiden.

Mein Vater ist ein Bär. Nun ja, zumindest nachts.

Durch einen uralten Fluch, der seit Menschengedenken auf unserer Familie lastet, ist mindestens einer je Generation dazu verdammt, sich nachts in irgendein Tier zu verwandeln.

Bis auf mich. Auf mir lastet zwar auch der Fluch, jedoch bin ich sogar anders in meiner Andersartigkeit.

Denn ich bin der einzig bekannte Tagwandler.

Ich schaue nach oben, um durch die Baumkronen den Stand des Mondes abzuschätzen. Ich muss mich sputen, damit die Wäsche rechtzeitig vor Sonnenaufgang fertig und zu Hause abgeliefert ist, ansonsten wird Mutter mir das Leben ein weiteres Mal zur Hölle machen.

Oft nennt sie mich faul und nutzlos, weil ich nicht wie die anderen auf dem Feld mithelfen oder die Kühe melken kann. Als ob ich mich freiwillig jeden verdammten Tag verwandeln würde! Ich würde alles dafür geben, normal zu sein, und wie meine Schwestern lachend und mit bunten Bändern im Haar sorglos durchs Dorf zu laufen, begleitet von den anerkennenden Blicken der jungen Männer.

Doch das werde ich niemals haben können. Niemand sieht mich.

Denn ich bin das Mondscheinmädchen.

# # #

Trotz erfrorenen Fingern und vom Knien gefühllosen Beinen schaffe ich es rechtzeitig, die saubere Wäsche nach Hause zu bringen und schnell über die Wäscheleinen zu hängen, die vor unserer Hütte gespannt sind. Drinnen scheint noch alles ruhig zu sein und ich höre das laute Schnarchen meiner Mutter bis nach draußen. Auch meine Geschwister sind noch nicht auf den Beinen, denn aus dem Stall höre ich das empörte Muhen unserer Milchkühe, die darauf warten gemolken zu werden.

Über den Hügeln sehe ich bereits den hellen Lichtstreifen, der den Morgen ankündigt, daher mache ich mich sofort wieder auf den Weg in den Wald, nachdem ich das letzte Kleidungsstück aufgehängt habe.

Wie jeden Tag folge ich meinem geheimen Pfad zu einer kleinen Höhle in der Nähe des Flusses, wo ich auf meine Verwandlung warte. Hier lasse ich meine Kleider zurück, um sie bei Nachtanbruch wieder anziehen zu können.

Der Höhleneingang liegt versteckt hinter dichtem Gestrüpp, das ihn

auch jetzt im Winter nahezu völlig verdeckt. Es ist der einzige Ort auf der Welt, wo ich mich sicher fühle.

In der Vergangenheit wurden Vater und ich zwei Mal dabei beobachtet, wie wir uns verwandelten. Dass unsere Familie jedes Mal nahezu unverletzt vor den anderen Dorfbewohnern und ihren Fackeln und Mistgabeln fliehen konnte, grenzt schon an ein Wunder.

Seit unserem dritten Umzug ist Mutters Laune am Boden. Eines Nachts hat sie sogar gedroht, dass sie sich von einer Klippe stürzen würde, wenn wir nochmal enttarnt werden. Daher sind Vater und ich nun besonders vorsichtig. Nicht nur wegen Mutters Drohung, sondern auch weil wir meine elf Geschwister nicht schon wieder aus ihrer gewohnten Umgebung reißen wollen, um bei Null anzufangen.

Ich krieche in die kleine Höhle, inhaliere den Geruch von Nässe, Moos und Erde, der für einen winzigen Moment meine Sorgen wegspült. Zufrieden seufzend lehne ich mich an den kalten Stein und schaue nach draußen. Der Himmel ist bereits in ein helles Violett getaucht.

Es wird nicht mehr lange dauern.

Anfangs war die Verwandlung schmerzhaft. Nun, im Grunde ist sie das immer noch. Es tut weh, wenn meine Knochen zusammenschrumpfen und meine komplette Gestalt sich verändert, doch mit den Jahren ist es erträglicher geworden. Vielleicht ist es auch einfach nur Gewohnheit.

Seit fast zwanzig Jahren werde ich nun schon bei jedem ersten Sonnenstrahl in diese Gestalt gezwungen. Im Grunde kann ich mir ein anderes - *normales* - Leben schon gar nicht mehr vorstellen. Nachts zu schlafen wie normale Menschen. An einem Tisch zu sitzen, um gemeinsam mit der Familie zu essen. Hübsch zurecht gemacht ins Dorf zu gehen, um zusammen mit den anderen um das prasselnde Feuer zu tanzen.

All das ist für mich undenkbar.

Und wenn ich mir Vater ansehe, wird es auch niemals anders sein. Er hat

zumindest das Glück, sich nur nachts zu verwandeln, was weniger Aufsehen erregt als mein Tagwandler-Dasein. Er hatte die Möglichkeit, sich eine Frau zu suchen und eine Familie zu gründen, auch wenn ich glaube, dass es zwischen meinen Eltern nie so was wie wahre Liebe gab oder je geben wird.

Aber was denke ich da? Als ob ich Ahnung von Liebe hätte! Absoluter Quatsch! Ich habe noch nie einen Jungen umarmt oder gar geküsst. Wie denn auch? Wie soll ich denn nachts jemanden kennenlernen? Am besten noch, während ich Mutters Aufgaben, die sie jede Nacht für mich hat, erledige.

Ich beiße die Zähne zusammen und schaue in den Himmel. Ich muss mich dringend ablenken. Diese Gedanken tun mir nicht gut, schließlich kann ich nichts an meiner Situation ändern. Ich bin, wie ich bin, und damit muss ich leben. Immerhin hätte es mich auch schlimmer treffen können. Vater hat mir einmal erzählt, als ich ihn tagsüber besucht habe, dass sich eine Tante von ihm in einen Wurm verwandelt hätte. Das muss *wirklich* schrecklich gewesen sein. Gerne hätte ich ihn mehr dazu gefragt, doch leider kann ich tagsüber nicht sprechen und er kann es nachts nicht.

Alles, was ich von einem Familienleben habe, ist Mutters verkniffenes Gesicht, das ich jeden Abend sehe, wenn sie monoton meine Aufgaben für die Nacht aufzählt, um dann gleich wieder ins Bett zu verschwinden, während ich durch die geschlossenen Türen das leise Schnarchen meiner Geschwister höre.

Endlich wird der Himmel heller und ich spüre das bekannte Kribbeln in meinem Körper, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt. Gleich wird sich das Kribbeln in ein Zerren wandeln, meine Knochen werden sich verschieben und aus meiner Haut werden schwarze Federn sprießen.

Schon wenige Sekunden später erhebe ich mich mit einem spitzen Schrei in den Himmel, breite meine schwarzen Schwingen aus und segle durch die frische Morgenluft.



*Mondscheinmädchen* nennen sie mich, doch eigentlich ist das nicht richtig.

Denn ich bin das *Falkenmädchen*.

## *Kapitel 2*

Wie jeden Morgen brauche ich eine Weile, um mich an die geschärften Sinne zu gewöhnen, über die ich nun verfüge. Mit meinen goldenen Falkenaugen kann ich selbst auf zweihundert Meter Entfernung eine Maus sehen, die gerade da vorne durch die Grashalme huscht.

Lautlos und schnell stoße ich mich auf meine Beute herab und schlage meine spitzen Krallen in mein überraschtes Opfer, das noch ein letztes Quieken von sich gibt, ehe es sein unausweichliches Ende anerkennt. Mit meinem Frühstück lande ich auf einem Baum und lasse es mir schmecken.

Schon vor Jahren habe ich damit begonnen, meine Hauptmahlzeiten als Falke einzunehmen, um meine Familie nicht noch zusätzlich zu belasten. Nachts, als Mensch, esse ich so gut wie nie etwas. Beinahe habe ich vergessen, wie richtiges Essen schmeckt. Mehr als Mäuse oder kleine Hasen kenne ich nicht mehr, aber daran habe ich mich gewöhnt. Ich weiß noch, wie ich mich als kleines Mädchen davor geekelt habe, etwas mit Fell zu essen, dessen Blut noch warm war, doch mittlerweile ist es für mich zur Normalität geworden.

Was ich jedoch immer noch eklig finde, ist, wenn ich die unverdaulichen Bestandteile meiner Mahlzeit wie Fell und Knochen wieder hochwürge. Das ist echt widerlich, aber leider als Falke unvermeidbar.

Nachdem ich mich gestärkt habe, segle ich zu unserem Haus, das am Fuße einer hügligen Landschaft steht. Mittlerweile sind unsere Kühe bereits nach draußen getrieben worden und suchen auf dem gefrorenen Boden nach Futter.

Ich lande in der großen Eiche, die direkt neben der kleinen Hütte steht, in dem unsere große Familie lebt, und lausche den alltäglichen Geräuschen, die zu mir hinaufdringen. Ich höre meine kleinen Schwestern, die sich über eine Puppe streiten, und meine Mutter, wie sie meinem Vater Vorwürfe macht. Mal wieder.

Dann tritt sie aus der Hütte hinaus. Außer den langen blonden Haaren habe ich mit meiner Mutter keinerlei Gemeinsamkeiten. Sie ist groß und hager, und um ihren Mund haben sich tiefe Falten gebildet, die ihr immer ein verkniffenes Aussehen verleihen. Nun ja, meistens *ist* sie ja auch verkniffen. Die vielen Schwangerschaften sind nicht spurlos an ihr vorbei gegangen. Von den sechzehn geborenen Kinder haben zwölf, mich eingeschlossen, überlebt. Meine jüngste Schwester ist im Herbst vier geworden.

Mutter stemmt die Hände in die ausladenden Hüften und lässt ihren Blick über den Hof schweifen, über den die Wäscheleinen gespannt sind, die ich in den Zwielichtstunden schnell vollgehängt habe. Missbilligend runzelt sie die Stirn. Manchmal verfluche ich es, dass ich selbst aus dieser Entfernung jede ihrer Gesichtsregungen sehen kann, denn ich weiß ganz genau, dass sie mit etwas unzufrieden ist. So wie immer. Egal, wie sehr ich mich anstrengte, ich kann es ihr nie recht machen.

Ich bin eben anders, und das lässt sie mich immer wieder spüren. Ich bin das fünfte Rad am Wagen, das ungeliebte Kind, mit dem sie nichts anfangen kann.

Während meine älteren Brüder allesamt bereits verheiratet sind und teilweise selbst schon Familien gegründet haben, wird sie mich ewig am Hals haben. Wer will mich schon haben? Meine Schwestern kann sie wenigstens in vorteilhafte Ehen vermitteln. Stella, die ein Jahr jünger ist als ich, hat letztes Jahr den Schmied im Dorf geheiratet, der der Sohn des Dorfvorstands ist. Das ist eine höchst vorteilhafte Verbindung, auf die

Mutter mächtig stolz ist. Ich habe die Hochzeit aus der Ferne verfolgt, sie war wirklich schön und Stella wirkte glücklich, während mir das Herz schwer wurde. Nicht, weil ich meiner Schwester ihr Glück nicht gönnte, sondern weil ich wieder einmal vorgehalten bekam, was ich niemals würde haben können.

»Miranda!«, ruft meine Mutter. »Ich weiß, dass du da bist!«

Kurz überlege ich, ob ich zu ihr fliegen soll, lasse es aber bleiben. Die Gefahr, von einem der anderen Dorfbewohner entdeckt zu werden, ist zu groß. Also bleibe ich, wo ich bin und lasse sie schimpfen.

Eigentlich sollten ihre Tiraden mittlerweile an mir abperlen wie Regen an meinem Gefieder, doch dem ist leider nicht so. Wie immer schneiden sich ihre Worte und ihr Schimpfen tief in mich hinein und hinterlassen dort ihre Spuren.

»Das nennst du saubere Wäsche? Ich sage dir eins, Fräulein, du wirst diese Wäsche heute Nacht noch mal waschen, und wehe, sie ist wieder so dreckig wie heute!«

Natürlich ist die Wäsche nicht sauber, aber wie soll das gehen in diesem schlammigen Fluss? Auch wenn ich meine Gestalt ändern kann, *zaubern* kann ich leider nicht.

Mein Vater tritt aus der Hütte und legt Mutter von hinten beschwichtigend eine Hand auf die Schulter, die sie mit einer energischen Bewegung abschüttelt.

»Ich bin sicher, das Mädchen hat sein Bestes getan. Du solltest nicht so streng mit ihr sein, Luise.« Ich liebe Vaters ruhige Stimme und ich bin ihm so unendlich dankbar für das Verständnis, das er für mich hat.

Mutter jedoch gibt nur ein Schnauben von sich, ehe sie sich umdreht und mit dem Zeigefinger an Vaters Brust tippt. »Ich bin *nicht* streng! Sie muss endlich lernen, dass auch sie ihren Teil zu unserem täglichen Leben beitragen muss, und du darfst sie nicht jedes Mal in Schutz nehmen, nur

weil sie ein Monster ist!«

*Autsch.* Sie hat zwar schon öfters so über mich gesprochen, aber es tut jedes Mal aufs Neue weh. *Monster ...* Ja, ich bin ihre Monster-Tochter und sie wird nie müde, mir das zu verstehen zu geben.

»So wie ich, meinst du?«, fragt Vater betont ruhig, mustert sie jedoch aus zusammengekniffenen Augen.

Mutter wirft genervt die Hände in die Luft. »Wie auch immer. Sie muss damit aufhören, die Nächte zu verträdeln und sich wer weiß wo rumzutreiben und endlich damit anfangen, etwas für die Familie zu tun. Wir haben es schließlich nicht leichter mit euch beiden.« Mit diesen Worten dreht sie sich um und stapft über den Hof hinüber in den Stall.

Vater blickt ihr einen Moment kopfschüttelnd nach, dann geht er zu dem Baum, auf dem ich sitze, und lehnt sich mit dem Rücken an den breiten Stamm.

Schnell spähe ich nach allen Seiten und als ich sicher bin, dass wir nicht beobachtet werden, flattere ich nach unten und lasse mich auf seiner Schulter nieder. Ohne ein Wort und ohne mich anzusehen streicht er mir mit dem Zeigefinger über den gefiederten Kopf.

»Nimm es ihr nicht übel, Kleines. Sie kann uns eben nicht verstehen. Da sie selbst den Fluch nicht in sich trägt, weiß sie nicht, mit was wir leben müssen.«

Als Antwort plustere ich mein Gefieder auf. Ich habe mich schon oft gefragt, wie Vater es schon so lange mit einer Frau wie ihr aushält, die ständig nur meckern und schimpfen kann. Ich hätte wohl schon vor Jahren die Flucht ergriffen.

Gerne würde ich ihn danach fragen, aber das ist in meiner Tiergestalt nicht möglich. Also beschränke ich mich darauf, die wenige Zeit, die ich gemeinsam mit ihm habe, zu genießen und bleibe einfach auf seiner Schulter sitzen, halte mich mit den Krallen an seinem zerschlissenen Hemd

fest.

Müdigkeit übermannt mich und ich muss mich anstrengen, die Augen offen zu halten. Da ich die Nächte hindurch arbeiten muss, schlafe ich für gewöhnlich tagsüber, nachdem ich etwas gegessen habe. Doch heute kann ich endlich bei meinem Vater sein und ich möchte keine Sekunde dieser Zeit missen, also halte ich mit aller Kraft meine Augen offen, bis sie brennen.

Vater muss bemerkt haben, wie trotz meiner Anstrengungen mein Kopf immer mal wieder nach vorne sackt, und lächelt mir zu. »Ist schon in Ordnung, Kleines. Flieg und schlaf dich aus. Ich bin sicher, Mutter hat heute Nacht wieder etwas *ganz Besonderes* für dich zu tun.«

Bei der Art, wie er *etwas ganz Besonderes* betont, hätte ich ihm gerne verschwörerisch zugelächelt, wenn ich es gekonnt hätte. Also stupse ich nur kurz mit dem Schnabel gegen seine raue Wange und breite meine Flügel aus, um wieder zurück in den Baum zu fliegen.

Vater steht auf, klopft sich den Schmutz von der Hose und hebt kurz die Hand, ehe er ebenfalls Richtung Stall geht. Ich sehe ihm nach, bis er hinter dem Tor verschwunden ist, dann stecke ich meinen Kopf unter den rechten Flügel, um endlich zu schlafen.

# # #

Durch ein Geräusch, das ich nicht zuordnen kann, werde ich aus dem Schlaf gerissen. Fast wäre ich vom Ast gefallen und kann im letzten Moment meine Krallen noch fest in die morsche Rinde graben.

Ich blinzle gegen die Helligkeit an. Die Sonne steht hoch am Himmel, allzu lange kann ich also nicht geschlafen haben. Ich fühle mich auch immer noch totmüde, doch ich drehe neugierig den Kopf in die Richtung, aus der eben das Geräusch kam.

Über die Hügel, durch die ein schmaler Weg führt, rumpelt ein Karren heran, der von zwei schwerfälligen Ochsen gezogen wird.

Nanu, heute ist doch gar nicht der Tag, an dem der fahrende Händler

durchs Dorf fährt ... Normalerweise sind wir hier unter uns, so abgeschieden, wie dieser Ort liegt. Ein Grund, warum Mutter gerade dieses Dorf für uns ausgesucht hat - wenige Durchreisende und wenige, die dumme Fragen zu uns stellen oder uns zu genau beobachten könnten. Natürlich fällt es früher oder später trotzdem auf, wenn ein junges Mädchen der Familie nie bei Tag zu sehen ist, und der Familienvater nachts spurlos verschwindet, aber bisher sind wir vor allzu neugierigen Nachforschungen der Dörfler verschont geblieben.

Nun haben auch Vater und Mutter den Händlerkarren gehört und kommen aus dem Stall gelaufen. Mutter putzt ihre Hände an der schmutzigen Schürze ab, die sie trägt, und läuft zum Wegesrand, wo sie die Hand über die Augen hält und gegen die Sonne blinzelt. Vater bleibt einen Meter hinter ihr stehen und strafft die Schultern.

»Den Göttern zum Gruß, gute Leute«, grüßt der Händler auf dem Kutschbock und greift sich mit zwei Fingern an seinen Hut. Vater und Mutter nicken ihm zu und erwidern die Begrüßung.

Ich werfe einen Blick auf den Karren und lege den Kopf schief. Der Karren ist leer, was ich sehr seltsam finde. Was macht der Mann dann hier, wenn er nichts verkaufen will? Augenblicklich bildet sich ein eisiger Klumpen in meinem Magen. Niemand kommt in dieses abgelegene Dorf, wenn er keinen Handel treiben will ... Was *will* er also hier?

»Wo finde ich euren Dorfvorstand?«, fragt er dann und Mutter weist ihm den Weg. »Habt Dank, Frau. Ich habe etwas wichtiges zu verkünden. Kommt mit eurer Familie in zwei Stunden auf den Dorfplatz.« Er lässt die Peitsche knallen und die beiden Ochsen setzen gemächlich ihren Weg ins Dorf fort.

Mutter läuft ins Haus und streift noch beim Gehen ihre dreckige Schürze ab, um sie achtlos auf den Boden zu werfen. Klar, sie muss sie ja auch nicht wieder sauberwaschen ... Wenn ich könnte, würde ich jetzt mit

den Zähnen knirschen.

»Kinder, zieht eure besten Kleider an! In einer Stunde will ich euch alle fertig draußen auf dem Hof sehen!«, höre ich ihren gedämpften Kommandoton. »Und wehe, ihr vergesst wieder, den Dreck unter euren Fingernägeln wegzuschrubben!«

Kopfschüttelnd folgt nun auch Vater ihr ins Haus, nicht ohne mir noch einen entschuldigenden Blick zuzuwerfen. Ja, trotz allem wäre ich jetzt auch gerne da drinnen und würde mir mein schönstes Festtagskleid anziehen und die blonden Haare kunstvoll hochstecken. Stattdessen sitze ich auf diesem Baum und kann nichts weiter tun, als mein kohlschwarzes Gefieder aufzuplustern.

Mit gemischten Gefühlen verfolge ich die gehetzte Stimmung, die in der Hütte herrscht. Durch mein scharfes Gehör kann ich jedes einzelne Wort verstehen, als würde der Sprecher direkt neben mir sitzen. Meine Schwestern streiten sich über eine Haarspange, während meine Brüder sich eher widerwillig Hände und Füße waschen und sich in ihre engen Hemden zwängen.

Doch alle sind pünktlich fertig und gemeinsam macht sich die gesamte Familie auf den Weg ins Dorf. Nun ja, *fast* die gesamte Familie. Ich fehle natürlich, aber bis auf meinen Vater scheint das niemanden zu stören. Ich glaube sogar, dass einige meiner Geschwister gar nicht mehr wissen, dass es mich überhaupt gibt. Niemand fragt: »Wo ist Miranda?«, sondern sie alle lächeln und laufen gut gelaunt hinab ins Dorf.

Als ich sicher bin, dass sich niemand von ihnen mehr umdrehen wird, breite ich die Schwingen aus und segle ihnen nach.

# # #

Ich lande auf einem der Dächer direkt am Dorfplatz, um alles, was nun folgen wird, miterleben zu können. Dicht an dicht drängen sich die Menschen, reden lautstark miteinander und fragen sich, was all das soll.



Auch ich merke, wie eine kribblige Vorfreude in meinem Bauch wütet, weil ich mich von der allgemeinen Euphorie anstecken lasse.

Ein paar Tauben schauen mich seltsam an und ich gebe ein lautes Krächzen von mir, was sie flüchten lässt. Wie ich diese Mistviecher hasse ...

Vater sieht kurz nach oben und lächelt, als er mich auf dem Dachfirst sitzen sieht, wendet sich dann aber schnell wieder Mutter zu, damit sie nicht auch auf mich aufmerksam wird. Ich bin sicher, dass sie nicht erfreut wäre, ihre *Monstertochter* hier zu sehen, so mitten unter all diesen Menschen ... Natürlich würde den schwarzen Falken auf dem Dach niemand sofort mit dem Mondscheinmädchen in Verbindung bringen, aber laut Mutter könnte jeder hier uns enttarnen und dann müssten wir wieder aus dem Dorf fliehen.

Gerade als die Laune der Menge zu kippen droht, weil nichts passiert, erklimmt der Dorfvorstand, ein dicklicher kleiner Mann mit Glatze, der Schwiegervater meiner Schwester Stella, den Rand des Brunnens, um wenigstens halbwegs von allen gesehen zu werden. Mit erhobenen Händen bittet er um Ruhe, doch das Gemurmel um ihn herum erstirbt nur langsam. Zu aufgeregt sind die Menschen ob dieser nicht alltäglichen Situation. Nahezu alles nicht Alltägliche ist in diesem verschlafenen Dorf eine Sensation, wodurch die Menschen hier immer etwas empfindlich reagieren, wenn ihr gewohnter Trott durch etwas gestört wird, das dann doch nicht so aufregend ist wie angenommen.

»Meine guten Leute, bitte, hört mir zu!« Sein dünnes Stimmchen reicht nicht bis zu den hinteren Reihen und ich höre bereits, wie die Leute weiter hinten lautstark ihre Vordermänner fragen, was denn gerade gesagt wurde, wodurch erneute Unruhe entsteht. »Die Götter haben unser Dorf gesegnet!« Augenblicklich herrscht Ruhe. Man könnte sogar eine meiner Federn auf dem Boden aufschlagen hören.

Sobald die Götter zu Sprache gebracht werden, sind die Menschen

immer Feuer und Flamme. Ich habe mich schon immer gefragt, warum das so ist, schließlich machen diese sogenannten Götter rein gar nichts für uns. Wo sind sie denn, wenn die Ernte wieder einmal ausfällt? Wo sind sie denn, wenn erneut, wie fast jedes Jahr, ein Fieber grassiert? Sie tun nichts für die Menschen hier! Und trotzdem werden sie verehrt und angebetet.

Die Götter ... Pah! Diese selbstverliebten, rücksichtslosen ... *Dinger* ... haben mir mein Schicksal erst eingebrockt! Wären sie nicht gewesen, müssten mein Vater und ich uns nicht täglich in diese unnatürliche Gestalt zwängen ...

»Der König«, der Dorfvorsteher räuspert sich, weil seine Stimme sich fast überschlägt. »Der König höchstpersönlich, sowie der Prinz und ihr Gefolge werden durch unser Dorf reisen und sogar die Nacht hier verbringen!«

Jubelheischend blickt er sich um, doch die Dorfbewohner starren ihn nur mit offenen Mündern an. Es scheint, als würden sie ihm kein einziges Wort glauben und die Spannung ist fast körperlich spürbar.

»Sie kommen hierher? Zu *uns*?«, fragt eine ältere Frau, als hätte sie sich verhört. »In unser kleines Dorf am Rande des Königreichs?«

»So ist es, gute Leute! Und das schon morgen! Wir haben also noch viel vorzubereiten. Ist das nicht wundervoll? Die königliche Familie beehrt uns mit ihrer Anwesenheit!«

Bei diesen Worten beginnt die Menge zu jubeln.

Der Mann, den ich für einen fahrenden Händler gehalten habe, ist neben dem Dorfvorsteher getreten und nickt bekräftigend. Was will er denn hier? Hat er etwa was mit dieser Verkündung zu tun? Ich hüpfte näher an den Rand des Daches und schaue mir diesen Mann genauer an. Jetzt, als ich ihn mit meinen scharfen Falkenaugen genauer mustere, fällt mir der Bogen auf, den er um seine Schultern gehängt hat, und es fühlt sich so an, als würde mich eine eiskalte Hand packen und zudrücken. Das ist kein Händler, nein,

definitiv nicht. Dieser Mann ist ein Jäger, wahrscheinlich einer der Treiber, denn ich bezweifle, dass er sich mit seiner massigen Statur lautlos an seine Beute heranschleichen könnte.

Das Blut rauscht plötzlich durch meine Adern und das kleine Falkenherz beginnt hektisch zu pumpen. Der König und sein Gefolge wollen hier jagen! In unseren Wäldern. Klar, es sind eigentlich die Wälder des Königs, aber trotzdem!

Ich blicke zu Vater und auch er kann einen erschrockenen Ausdruck nicht verbergen, während die anderen Leute weiterhin lauthals jubeln. Er denkt dasselbe wie ich, das sehe ich ihm an.

»Ich habe erst vor kurzem einen riesigen schwarzen Bären gesehen! Ganz in der Nähe des Flusses!«, berichtet einer der Bauern und Vaters Gesichtsfarbe wird aschfahl. Andere Leute stimmen dem Bauern zu und berichten von ihren Begegnungen mit dem schwarzen Tier. Bei jeder Erwähnung zieht Vater immer weiter den Kopf zwischen die Schultern, doch er kann die Worte der anderen nicht ausblenden, die sich immer weiter anstacheln und versuchen, sich mit ihren an den Haaren herbeigezogenen Geschichten zu übertreffen.

Anstatt Vater zu stützen oder ihm gut zuzureden, reiht sich Mutter mitsamt meiner Geschwister in die Jubelnden ein. Sie feiern die Königsfamilie, die seit Beginn der Aufzeichnungen noch nie einen Fuß in unser schäbiges Dorf gesetzt haben, und sind im Freundentaumel, ohne auch nur einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden, *warum* die Königsfamilie denn plötzlich unser Dorf besucht.

Doch ich habe genug Weitblick, um die gesamte Situation zu erfassen. Natürlich wurde Vater als Bär mehrmals von einzelnen Dorfbewohnern gesehen, schließlich entfernt er sich nie weit von unserer Hütte und kommt mich immer mal nachts am Fluss besuchen. Es ist klar, dass er dann manchmal einen nächtlichen Wanderer erschreckt, aber mehr ist da nie

gewesen. Vielleicht ist einem dieser Dörfler dann die seltene Fellfarbe des Bären aufgefallen und irgendwie muss diese Kunde bis zum König gedrungen sein, der dafür bekannt ist, gerne Jagd auf spezielle Beute zu machen. Und seine neuste Trophäe scheint er nun gefunden zu haben.

Jetzt erklimmt auch der Jäger den Brunnenrand und schubst unseren Dorfvorstand beinahe unsanft hinunter. Der alte Mann kann sich gerade noch fangen, ehe er auf den Pflastersteinen aufschlägt, doch niemanden scheint das zu kümmern. Alle starren wie gebannt auf den Jäger, der nun das Wort ergreift. »Ihr guten Leute, es ist wahr! Schon morgen bei Tagesanbruch wird der König und sein Gefolge euer Dorf mit seiner Anwesenheit beehren!« Wieder bricht Jubel los, einzelne Hüte fliegen durch die Luft. »Sie haben mich vorgeschickt, um euch diese frohe Kunde zu überbringen. Und ja, der König hat von eurem schwarzen Bären gehört und redet von kaum etwas anderem mehr als von der bevorstehenden Jagd! Wir werden euch von dieser Bestie erlösen. Ihr müsst keine Angst mehr um eure Kinder haben! Bisher ist dem König noch kein wildes Tier entkommen. Er wird dafür sorgen, dass ihr alle wieder ruhig und in Frieden leben könnt!«

Vater wird angerempelt und er wäre fast gestürzt. Gelähmt vor Panik steht er inmitten der tosenden Menge ohne jemandem, der ihm Halt gibt. Einsam und verlassen. Wie gerne würde ich ihn in die Arme schließen und ihm zuflüstern, dass alles gut werden wird, doch das ist unmöglich. Er muss sofort hier weg, für mehrere Tage tief im Wald verschwinden und sich verstecken, aber keiner aus meiner Familie scheint auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass der schwarze Bär, der als neuer Bettvorleger des Königs enden soll, der eigene Mann oder Vater ist.

»Ihr guten Leute«, versucht sich der Jäger wieder Gehör zu verschaffen. »Ich bitte euch, geht die nächsten Tage nicht in den Wald. Ich werde noch heute damit beginnen, Bärenfallen auszulegen. Es wäre doch schrecklich, wenn einer von euch braven Bürgern in eine solche Falle hineintreten

würde.« Zustimmendes Gemurmel ertönt. »Unser geliebter König wird mit seinem Sohn im örtlichen Gasthaus residieren. Ich bin sicher, dass seine Ritter und sein Gefolge irgendwo bei euch unterkommen werden. Würde es euch nicht gefallen, einen Adligen unter eurem bescheidenen Dächern willkommen zu heißen?«

Bei seinen Worten dreht sich mir der Magen um und beinahe hätte ich das Gewölle der Maus von heute Morgen wieder hochgewürgt, doch die Menge jubelt. Fassungslos sperre ich den Schnabel auf und schaue auf die wogende Masse unter mir. Bei einigen war ich mir ja sicher, aber dass sie *alle* so dumm sind wie ein Stück der Äcker, die sie bebauen, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Merken die denn nicht, dass das Gefolge des Königs nur möglichst kostenlos irgendwo untergebracht werden soll und sie dafür nicht einmal ein Danke erhalten werden?

Aber was denke ich da? Das ist unwichtig! Viel wichtiger ist jetzt, was mit Vater geschieht. Ich suche die Menge nach ihm ab, was bei all den Menschen, die jubelnd die Arme in die Luft werfen, gar nicht so einfach ist. Doch da ist er, der einzige, der sich nicht von den Jauchzern anstecken lässt. Ich sehe Vaters gehetzten Blick, den er mir zuwirft, bevor er sich allein einen Weg durch die jubelnde Menge bahnt. Mehr brauche ich nicht, um zu wissen, wo er hingehen wird, und lasse mich vom Wind fort vom Dorfplatz tragen. Ich bin erleichtert, als die freudigen Stimmen leiser und leiser werden und ich nicht mehr inmitten dieses Irrsinns sein muss.

### *Kapitel 3*

Ich warte vor der Höhle auf Vater, in der ich mich jeden Morgen verwandle, da ich weiß, dass auch er sie hin und wieder nutzt. Nach dieser Ansprache wird er nicht direkt nach Hause gehen und sicherlich erst einmal Zeit für sich und zum Nachdenken brauchen.

Ich werde nicht enttäuscht: Etwa eine halbe Stunde nach mir bahnt Vater sich keuchend einen Weg durchs Gestrüpp, das den Eingang verdeckt. Mittlerweile wird es Abend und der Himmel ist bereits in ein helles Orange getaucht.

Schwer atmend kriecht er in den Eingang und lehnt sich dann an die kühle Höhlenwand. Ich hüpfte von dem Baum, auf dem ich gewartet habe, segle hinab und lande auf seiner Schulter, von wo aus ich sein Gesicht mit schiefgelegtem Kopf mustere. Es kommt mir mit einem Mal so alt vor, beinahe eingefallen und maskenhaft, als ich kurz mit dem Schnabel über seinen Drei-Tage-Bart fahre. Er lächelt und mir wird das Herz schwer als ich sehe, was für ein aufgesetztes Lächeln es ist. Vater lächelt nie so. Auch wenn mein Tag endlos und meine Nacht durch Mutters Aufgaben noch viel schlimmer war, konnte ich mich immer auf Vaters aufmunternden Worte und die schönen, wenn auch kurzen, Momente mit ihm verlassen.

Nicht auszudenken, was aus mir werden würde, wenn ihm wirklich etwas zustoßen sollte! Ich könnte nicht ohne den einzigen Menschen leben, der mich versteht und akzeptiert. Nein, daran darf ich nicht einmal denken! Er muss sich doch nur für ein paar Tage verstecken, bis die königlichen Jäger die Lust verlieren, einem Hirngespinst hinterherzujagen. Dann ist alles

überstanden und alles wird wieder so sein wie vorher. Ja, mehr braucht es nicht. Sie müssen nur glauben, dass der schwarze Bär ein Mythos ist, dann werden sie wieder abziehen und meine Familie in Ruhe lassen.

Nachdem er wieder zu Atem gekommen ist, legt Vater das Bündel, das er unter dem Arm getragen hat, auf seinen Schoß. Ich habe dem hastig gepackten Sack keine Beachtung geschenkt, warum auch? Sicherlich sind es nur ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln und ein bisschen Verpflegung für die nächsten Tage, doch nichts von alledem holt Vater daraus hervor. Der Gegenstand, der nun auf seinem Schoß liegt, ist groß, eckig, braun und alt.

Ein Buch? Seit wann hat Vater ein Buch? Wir sind arme Bauern, niemand von uns kann lesen und schreiben. Wir haben keine Bücher. Wir *brauchen* keine Bücher.

Ich tänzle unruhig von einem Bein aufs andere, während ich versuche, mir einen Reim darauf zu machen. Warum bringt er ein Buch mit hierher? Um sich die Stunden hier im Versteck zu verkürzen? Gibt es denn jetzt gerade nichts wichtigeres, als in einem alten Buch zu blättern?

Mit einem Finger krault er mich unterm Schnabel, während er mit der anderen Hand das schwere Buch aufschlägt. Es ist alt, zerfleddert, einige Seiten liegen nur lose darin und das Pergament ist bereits an den Rändern und Ecken vergilbt.

Fast ehrfürchtig streicht er mit der Rechten über die Zeilen, als er darin liest. Für mich ist es nur eine Aneinanderreihung von Schriftzeichen, die keinerlei Sinn ergeben. Warum liest er gerade jetzt? Ist dieses Buch etwas besonderes?

»Weißt du, was das ist, mein Mädchen?«, fragt er dann. Seine Stimme klingt kratzig, als hätte er tagelang nicht gesprochen. Oder sehr lange geschrien. Ich tippe auf Letzteres. Mutter wird ihn nicht ohne Weiteres gehen gelassen haben ... Zumindest wenn sie mit den anderen überhaupt schon vom Marktplatz zurück ist. Andererseits würde es mich nicht

wundern, wenn sie noch immer mit den anderen Trotteln über die bevorstehende Ankunft des Königs jubelt und dabei völlig vergessen hat, dass der schwarze Bär ihr eigener Ehemann ist.

Mein Blick fällt wieder auf das Buch, das ausgebreitet auf Vaters Schoß liegt. Ich schüttele meinen Falkenkopf und er fährt fort: »Dieses Buch ist ein großer Schatz, Miranda. Es ist sehr, sehr wichtig für uns. In ihm steht alles über die anderen, die so wie wir waren, und darüber, was wir tun können, um unseren Fluch zu brechen.«

Augenblicklich ruckt mein Kopf in die Höhe. Habe ich eben richtig gehört? Man kann den Fluch brechen? Sofort bin ich Feuer und Flamme und kann gar nicht erwarten, dass Vater noch mehr darüber erzählt. Es ist das erste Mal, dass ich davon höre, dass wir nicht bis zu unserem Lebensende damit gestraft sind, uns in irgendwelche Tiere zu verwandeln. Eine dumme, kleine Hoffnung nistet sich in meinem Herzen ein, dass ich irgendwann und irgendwie diesem Vogelkörper entkommen und ein ganz normales Mädchen sein kann.

»Jeder unserer Vorfahren, der ebenfalls den Fluch in sich trug, ist in diesem Buch verewigt.« Er blättert vorsichtig durch die Seiten, bis er fast in der Mitte des Buches angekommen ist. Jede Sekunde, die verstreicht, lässt mich noch unruhiger werden. Ja, ganz toll, dass da viel über Leute drinsteht, die schon lange tot sind. Wie geht denn das nun mit dem Brechen des Fluchs?

In der Mitte des Buches hält er endlich mit dem Blättern inne. Ich halte den Kopf schräg und betrachte das Blatt vor ihm. Es ist neuer als die anderen, fast noch weiß und nicht so vergilbt. Eine Menge Buchstaben stehen in krakeliger Schrift darauf. Am Rand sind zwei Zeichnungen. Sofort erkenne ich Vater auf der oberen, darunter ist das Bild eines Bären. Ich schaue auf die gegenüberliegende Seite und sehe das Bild eines jungen Mädchens - bin ich das? - und darunter ein Vogel, der mit ausgebreiteten



Schwingen durch den Himmel segelt.

»Ich habe das Buch viele Male gelesen, besonders nachdem du geboren worden bist und dich am Tage gewandelt hast. Bei keinem unserer Vorfahren ist das bisher passiert.« Beinahe liebevoll streicht er mit dem Finger über die Zeichnung von mir.

Ja, ich bin anders, das weiß ich schon seit meinem fünften Geburtstag, als ich mich zum ersten Mal in einen Falken verwandelt habe, und schreiend und krächzend und vor Panik zitternd in meinem Bett lag. Beinahe hätte mich Mutter mit einer Pfanne erschlagen, weil sie dachte, ich wäre gefährlich und würde ihre Kinder angreifen. Nur Vater hat erkannt, dass ich es war, die in diesem kohlschwarzen Federkleid steckte.

Doch all das interessiert mich nicht. Ich will wissen, wie ich diesen schrecklichen Fluch lösen kann. Steht das nun in diesem blöden Buch oder nicht?

Vater gluckst und tippt mir mit dem Zeigefinger auf den Kopf. »Ich sehe schon, ich hätte dir das nicht erzählen dürfen. Mach dir keine Hoffnungen, Kleines.«

Ich gebe ein frustriertes Krächzen von mir und schlage ein paar mal mit den Flügeln. Keine Hoffnungen machen? Ich habe schon seit meinem fünften Lebensjahr keine Hoffnung auf ein normales Leben mehr. Ich kenne es gar nicht anders, aber jedes Mal, wenn ich die glücklichen Gesichter meiner Schwestern sehe, wenn sie abends hinunter ins Dorf zum Tanzen gehen, wird mir das Herz schwer, denn ich weiß, dass ich das niemals haben kann. Wenn es nur eine winzig kleine Hoffnung geben würde, um mein Schicksal zu ändern, würde ich sie sofort ergreifen, egal was es mich kosten würde.

»Hier drin steht zwar, wie man die Verwandlung aufhalten kann, aber ich selbst habe es nicht geschafft, obwohl ich schon sehr lange auf dieser Welt bin.«

Er schaut vom Buch auf und fixiert einen Punkt an der gegenüberliegenden Felswand, als würde nur er sehen, was dort ist. Ich schaue ebenfalls hin, doch da ist nichts.

»Deine Mutter ist nicht meine erste Frau und ihr seid nicht meine ersten Kinder.«

Dieser Satz trifft mich unvorbereitet und ich brauche eine Weile, um ihn zu verarbeiten. Was meint er denn damit? Hat er noch irgendwo eine heimliche Familie? Im Nachbardorf vielleicht? Aber wie ist das möglich? Wäre uns das nicht aufgefallen?

»Ich sehe vielleicht nicht so aus, aber ich bin schon viele Menschenleben auf dieser Erde. Irgendwann habe ich den Überblick über meine Zeit hier verloren, aber ich glaube, ich bin um die hundertfünfzig Jahre alt.«

Moment, was? Ich hüpfte von seiner Schulter und lande auf seinen angewinkelten Knien. Mit meinen scharfen Falkenaugen mustere ich sein Gesicht. Ja, er sieht etwas mitgenommen aus und die Bartstoppeln sind auch nicht wirklich schmeichelhaft, aber hundertfünfzig Jahre? Ich kann nicht eine einzige Falte erkennen, ganz anders als in Mutters Gesicht, das bereits mit tiefen Furchen gezeichnet ist.

»Genau wie du habe ich mich in der Nacht meines fünften Geburtstages zum ersten Mal verwandelt. Meine Tante trug den Fluch ebenfalls in sich.«

Er blättert einige Seiten nach vorne und deutet auf eine bereits vergilbte Seite. Die Bilder zeigen eine hochgewachsene Frau mit langen Haaren, darunter ist eine Maus zu sehen. Sofort dreht sich mir der Magen um. Ich fresse Mäuse in meiner Falkengestalt. Habe ich etwa meine Großtante verspeist?

»Sie starb kurz nach meinem fünfzigsten Lebensjahr.«

Puh, das ist dann zum Glück schon etwas her.

»Tante Jolande gab das Buch an mich weiter. Und ich gebe es nun an dich weiter, mein Kind. Von all meinen Nachkommen bist du die einzige,

die so ist wie ich. Einerseits bin ich erleichtert, dass nicht noch mehr meiner Kinder mit diesem Fluch geschlagen sind, andererseits ist es schön, jemanden zu haben, der genauso ist, wie man selbst.«

Bei seinen Worten quillt mein Herz fast über vor Freude, denn ich empfinde genauso wie er. Wie gerne würde ich ihm das jetzt sagen, aber kein Wort kann meinen Schnabel verlassen, also stupse ich ihn mit selbigen nur kurz am Knie an.

Er blättert unterdessen zurück an den Anfang des Buches, immer darauf bedacht, die sowieso schon geschundenen und vom Alter gezeichneten Seiten nicht noch weiter zu zerstören.

»Hier steht es.« Er deutet mit dem Finger auf einen Absatz. »Hier wird erklärt, wie man den Fluch brechen kann.«

Ich warte darauf, dass er weiter spricht, weil ich in den aneinandergereihten Buchstaben keinerlei Sinn erkennen kann, doch er schaut nur mit gerunzelter Stirn auf das Buch hinab. Ich will, dass er den Mund öffnet und mir erklärt, was ich tun muss, um endlich normal sein zu können wie die anderen, aber die Sekunden wandeln sich in Minuten, ohne dass ein einziges Wort über seine Lippen kommt.

Als ich es nicht mehr aushalte, klopfe ich kurz mit dem Schnabel an den braunen Bucheinband. Vater blinzelt mehrmals und schaut mich an, als hätte er vollkommen vergessen, dass ich auch hier bin. Eine tiefe Traurigkeit liegt in seinen Augen, als hätte er in den letzten Minuten etwas gesehen, was nur für ihn bestimmt war und das er niemals wieder haben kann.

Mit einem entschuldigenden Lächeln streicht er über meinen Kopf und ich schließe genüsslich für einen Moment die Augen. »Ich habe diese Zeilen so oft gelesen und doch verstehe ich nach all diesen Jahren immer noch nicht ihren Sinn«, erzählt er dann und schaut wieder in das Buch hinein. »Hier steht, dass der Fluch gebrochen wird, wenn das Kind des Mondes seinen Gefährten findet.« Vater zuckt mit den Schultern. »Ich habe keine

Ahnung, was das bedeuten soll.«

Mein Mut sinkt bei seinen Worten. Wenn das alles ist, was in diesem alten Fetzen stehen soll, ist die kleine, leichte Hoffnung, die sich in meinem Herzen eingenistet hat, mit einem Mal zerstört worden. Selbst Vater hat in all seiner Zeit auf der Welt nicht herausgefunden, was das bedeuten soll, also brauche auch ich nicht zu hoffen, je einmal die Mittagssonne als Mensch zu spüren. Wer soll denn auch aus so etwas schlau werden? Hätte derjenige, der dieses Buch zu Beginn verfasst hat, nicht eine genaue Anleitung hineinschreiben können? Traurig lasse ich die Flügel hängen. Bin ich etwa auch dazu verdammt, für so viele Jahre wie Vater mit diesem Fluch zu leben? Gibt es keinen Ausweg für mich? Was habe ich getan, dass ich dieses Los verdient hätte? Ich weiß, dass es müßig ist, diese Fragen immer wieder zu stellen und mich damit zu grämen, aber ich kann es einfach nicht abstellen. Diese Ungerechtigkeit und die ohnmächtige Wut über mein Dasein nimmt mir beinahe die Luft zum Atmen.

Es ist mittlerweile dunkel geworden. Vater streckt sich und ich hüpfte von seinen Knien. Das traurige Lächeln, das er mir zu wirft, lässt mich für einen Moment meinen eigenen Schmerz vergessen. Ich bin nicht allein. Mein Vater ist wie ich. Er versteht mich und steht immer zu mir. Vielleicht ist mein Leben also doch nicht ganz so schlimm. Solange ich ihn habe, kann ich es ertragen, egal wie lange es dauern mag.

Vater tritt aus der Höhle und dreht sich noch einmal zu mir um. »Ich sehe dich morgen Früh, mein kleines Mädchen. Sag deiner Mutter, dass es mir gut geht und ich bald wieder nach Hause komme, sobald die Jäger weg sind.« Er schiebt die Sträucher aus dem Weg und geht in den Wald hinein.

Schon nach wenigen Metern ist er von der zwielichtigen Dunkelheit verschluckt und ich spüre bereits das Zerren an meinen Knochen und Muskeln, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt. Kurz darauf bin ich wieder ein Mensch und schlüpfte in meine Kleidung, die in der Höhle

liegt. Nachdem ich mir die blonden Haare zu einem Zopf geflochten habe, mache auch mich auf den Weg. Die ganze Zeit über denke ich an Vater und hoffe, dass ihm nichts zustoßen möge.

# # #

Unterwegs überlege ich eine ganze Weile, ob ich wirklich nach Hause gehen oder mich lieber für die restliche Nacht im Wald verstecken soll, doch Mutter wird sich sicherlich Sorgen machen, wenn ich nicht vorbeikomme und ihr sage, dass Vater wohlauf und sich der Gefahren bewusst ist, die ab jetzt im Wald auf ihn lauern. Ich kann nur hoffen, dass er heute Nacht wirklich vorsichtig ist und sich nicht allzu weit von der Höhle wegbewegt. Hoffentlich denkt er an die Fallen, von denen der Jäger gesprochen hat, und achtet auf seine Schritte ...

Fröstelnd ziehe ich meinen löchrigen Umhang enger um die Schultern. Es würde mich nicht wundern, wenn die nächsten Tage der erste Schnee in diesem Jahr fällt. Ich muss unbedingt daran denken, Feuerholz zu sammeln, damit wir es einige Tage und Nächte in der Höhle aushalten können, bis die königliche Jagdgesellschaft die Lust an der Bärenhatz verliert. Auch tagsüber ist es bereits empfindlich kalt und ich kann nur hoffen, dass die Jäger den Rauch des Feuers nicht sehen werden. Ich weiß, dass es keine gute Idee ist, aber ich will auch nicht riskieren, dass Vater oder ich uns in der Kälte den Tod holen. Vielleicht haben wir ja Glück und der Schnee lässt noch etwas länger auf sich warten.

Noch bevor ich einen Fuß in unseren Hof setze, höre ich schon Mutters hohes Gekeife aus der Hütte und verdrehe genervt die Augen. Über was regt sie sich denn jetzt schon wieder auf? Ich verharre einen Moment auf dem Hof, weil meine Füße sich weigern, näher an die Hütte zu laufen aus Angst, dass dann Mutters Wut auf mich übergreift wie so oft.

Knarrend öffnet sich die Tür der Hütte und meine Schwester Beatrix rennt mit tränenüberströmten Gesicht auf mich zu. Beinahe wäre sie in

mich hineingelaufen, weil sie zu sehr damit beschäftigt ist, hektisch über ihre Augen zu wischen.

Sie stolpert und ich nehme sie schnell in die Arme, ehe sie tatsächlich fällt. »Was ist los?«, frage ich und umfasse ihre Schultern. Beatrix ist zwei Jahre jünger als ich, sieht mir jedoch überhaupt nicht ähnlich. Niemand würde uns für Schwestern halten. Während ich die langen blonden Haare unserer Mutter geerbt habe, hat Beatrix glattes braunes Haar so wie Vater, aber die hochgewachsene Statur unserer Mutter. So zierlich wie ich bin, reiche ich ihr gerade einmal bis zum Kinn.

Rote Flecken ziehen sich über ihre Wangen, Nase und bis hinunter zum Hals und ihr Körper wird von ständigen Schluchzern geschüttelt. Ich merke, dass ich so keinen zusammenhängenden Satz aus ihr herausbekommen werde, und führe sie deshalb wieder zurück ins Haus. Nichts ist so schlimm, dass ich dafür hier draußen erfrieren werde. Wie ich Mutter kenne, wird sie mich sowieso nachher noch genügend Aufgaben »*an frischer Luft*« verrichten lassen, weshalb ich mich nun erst einmal dringend aufwärmen möchte. Beatrix stolpert eher neben mir her, als dass sie geht, und lässt sich nur widerwillig zurück durch die Tür bringen. Drinnen wartet Mutter bereits mit verschränkten Armen und streitlustig gerecktem Kinn auf uns. Aus zusammengekniffenen Augen beobachtet sie, wie ich Beatrix auf einen Stuhl am Feuer setze und ihr noch kurz über den Rücken streiche, ehe ich meinen Umhang über die Lehne eines anderen Stuhls hänge und mich anschließend Mutter zuwende.

»So, bist du auch endlich mal da.« Keine Frage, sondern ein Vorwurf, wie immer. Ich nicke nur als Antwort. »Ich dachte schon, du drückst dich vor deinen täglichen Pflichten, weil du dich für etwas Besseres hältst.«

Ich beiße mir auf die Zunge, bis ich Blut schmecke, um ja nicht zu einer passenden Erwiderung anzusetzen. Es ist richtig, dass ich darüber nachgedacht habe, heute Nacht nicht nach Hause zu gehen, aber es ist mir

schleierhaft, wie sie darauf kommt, ich würde mich für etwas Besseres halten. Spürt sie denn nicht, wie ich darunter leide, anders zu sein? Wie ich mir nichts sehnlicher wünsche, als ein ganz normales Mädchen wie meine Schwestern zu sein? Sollte eine Mutter so etwas nicht merken?

»Und du!« Nun richtet sich ihr Zorn auf Beatrix, die sofort zusammenzuckt und den Blick ängstlich zu Boden richtet. »Du hörst endlich auf zu flennen! Das ist nicht der Untergang der Welt.«

Meine Schwester bricht in noch herzzerreißenderes Schluchzen aus und ich widerstehe nur knapp dem Drang, zu ihr zu gehen und sie in den Arm zu nehmen. Etwas, das eigentlich eine liebende Mutter tun sollte, doch darauf kann ich bei der unseren wohl lange warten.

Mutter rauft sich die blonden Haare. »Ich sagte, hör auf damit! Was sollen sie denn denken, wenn du ihnen mit verquollenen Augen gegenüber trittst? Und sieh zu, dass du dich noch ein bisschen zurecht machst! Sie werden bald da sein.«

»Wer wird da sein?«, frage ich verwirrt und Mutter scheint mich jetzt erst wieder zu bemerken.

»Das Gefolge des Königs natürlich. Ein paar von ihnen werden bei uns in der Scheune schlafen«, erklärt sie, wobei sie siegesgewiss das Kinn hebt.

Ein ungutes Gefühl beschleicht mich, als ich zwischen den beiden Frauen hin und her blicke. Eigentlich will ich es lieber gar nicht wissen, doch bevor ich meinen Mund verschließen kann, höre ich mich fragen: »Was hat das mit Beatrix zu tun?«

Das Schluchzen meiner Schwester ist mittlerweile ohrenbetäubend. Mit zwei Schritten ist Mutter bei ihr, packt sie und verpasst ihr eine schallende Ohrfeige. Völlig aufgelöst hält Beatrix ihre Wange, verstummt aber.

»Ab nach draußen! Wasch dich am Brunnen und wage es ja nicht, mir so unordentlich wieder unter die Augen zu treten!«

Es dauert einen Moment, doch dann setzt Beatrix einen Fuß vor den

anderen und verlässt die Hütte, ohne mich noch einmal anzusehen. Nun bin ich mit Mutter allein und das einzige Geräusch im Raum ist das Knistern des Kamins.

»Vater geht es gut«, sage ich nach einer Weile, weil ich nicht weiß, was ich sonst sagen soll. Ich warte auf die Aufzählung meiner nächtlichen Aufgaben, doch Mutter starrt mich nur an, als würde sie mich zum ersten Mal sehen. Ich winde mich innerlich unter ihrem Blick, der eine Spur zu lang auf meinen Hüften, den Brüsten, den langen Haaren und meinem Gesicht verweilt.

Genauso schaut sie, wenn sie auf dem Markt eine neue Kuh kaufen will, aber an dem Tier nach einem Makel sucht, um den Preis zu drücken. Ich zwingen mich, den Blick nicht zu senken, spüre aber, wie sich die kleinen Härchen in meinem Nacken aufstellen.

»Dein Vater ist ein Narr«, sagt sie dann und ich habe keine Ahnung, was sie meint. »Lässt mich hier alleine mit allen Kindern und der ganzen Arbeit. So einen verantwortungslosen Ehemann habe ich nicht verdient.«

Im ersten Moment verstehe ich ihre Worte nicht. Ich schüttele den Kopf, während ich fieberhaft überlege, warum sie so etwas sagt. »Aber er muss sich verstecken. Der König ist hinter ihm her!«, versuche ich Vater zu verteidigen. »Er kann doch-«

»Falsch«, fällt Mutter mir ins Wort. »Der König jagt einen *Bären*, nicht meinen Mann.«

Ich blinzle verwirrt. »Aber das ist doch ein- und dasselbe! Soll er hier nachts vor der Hütte sitzenbleiben und darauf warten, dass sie mit Pfeilen auf ihn schießen?« Ich merke, wie ich mich in Rage rede und weiß genau, dass das nicht gut für mich ist, dennoch sprudeln die Worte einfach weiter aus meinem Mund. »Er versucht, *sein Leben* zu retten und ist nicht auf einem vergnüglichen Ausflug! Der König will Vaters Kopf an seiner Wand haben. Da kann er doch nicht einfach hier bleiben!«



Doch Mutter wedelt nur abwertend mit der Hand vor ihrem Gesicht, als könne sie damit meine Erklärung einfach wegwischen. »Der König will den Kopf des *Bären*.«

»Vater *ist* der Bär!« Am liebsten würde ich sie an den Schultern packen und schütteln. Wie kann sie so blind und naiv sein? Versteht sie nicht, dass es keinen Unterschied zwischen ihrem Mann und dem schwarzen Bären gibt? Sie hat seine Verwandlung doch oft genug mit eigenen Augen gesehen. Sie *weiß*, dass es stimmt, und doch verschließt sie nun die Augen davor und leugnet die Wahrheit. Ich verstehe es einfach nicht.

»Dann soll er sich doch im Wald herumtreiben, von mir aus! Aber du«, sie zeigt mit dem Zeigefinger auf mich und ich weiche sofort einen kleinen Schritt zurück, »wirst heute Nacht hier bleiben. Ich habe eine *ganz besondere* Aufgabe für dich.«

Ein eiskalter Schauer läuft über meinen Rücken und ich merke, wie sich die kleinen Härchen nun auch auf meinen Armen aufstellen. *Lauf*, schreit mir mein Körper entgegen und die Muskeln in meinen Beinen zittern bereits vor Anspannung und möchten nichts lieber tun, als diesem Befehl Folge zu leisten.

»Du wirst deine Mutter stolz machen, nicht wahr? Du lässt sie nicht im Stich, wie es dein Vater getan hat.« Ihre Stimme ist lieblich, fast säuselnd. Ein Tonfall, den ich noch nie bei ihr gehört habe, nicht einmal, wenn sie mit ihren jüngeren Kindern spricht.

Es klingt einfach nur *falsch*.

Ich sträube mich dagegen, weiche einen weiteren Schritt nach hinten aus, als sie auf mich zu kommt und eine Hand nach mir ausstreckt. Ich will nicht hier sein, will nicht hören, was sie von mir verlangt, und doch kann ich nicht gehen, weil ich weiß, dass es dann nur noch schlimmer werden würde.

»Was soll ich tun?«, frage ich also, obwohl alles in mir danach schreit, sofort aus dieser Hütte, die nicht mehr mein Zuhause ist, zu fliehen und

mich im Wald zu verkriechen, aber mir ist klar, dass Mutters Wut nicht schnell verrauchen wird, wenn ich jetzt gehe. Nein, sie würde sich eher noch steigern und ich weiß, wie Mutter dann sein kann. Sie würde zu einer wahren Furie, die die in den Geschichte zu sanftmütigen Wesen erblassen lässt. Sie würde ihren Zorn an Beatrix oder morgen früh an Vater auslassen und das ist das Letzte, was ich will.

Um meinen Vater zu schützen und ihm gerade in dieser Zeit unnötige Last von den Schultern zu nehmen, bin ich bereit alles zu tun, was Mutter von mir verlangt.

Ein schmallippiges Lächeln erscheint in Mutters Gesicht und am liebsten würde ich meine Zusage sofort wieder zurücknehmen. »Zuerst gehst du nach draußen zu deiner Schwester und dann macht ihr euch gegenseitig etwas zurecht. Flechtet euch die Haare ordentlich und danach dürft ihr euch etwas aus meinen Schminktiegeln nehmen.«

Im ersten Moment glaube ich mich verhöhrt zu haben. Noch nie, nicht einmal zu den Hochzeiten meiner älteren Geschwister, durften wir an Mutters geheiligte Schminke. Na ja, ich sowieso nicht, aber die anderen haben es mir erzählt. Ihre Schminke hütet sie wie einen heiligen Familienschatz, daher lässt mich die Aussicht, dass sie ihren Schatz freiwillig mit uns teilen will, auf der Hut sein.

»Und dann?«, frage ich vorsichtig.

»Dann werdet ihr beiden dem Gefolge des Königs eure Aufwartung machen. Und wer weiß, vielleicht fällt ihr ja jemandem ins Auge. Schließlich seid ihr beide nicht unansehnlich.«

Mutter tritt vor mich und ihre plötzliche Nähe facht meine Angst nur noch mehr an. Es passiert nie etwas Gutes, wenn sie mir so nahe ist. Als sie die Hand hebt, ziehe ich aus Reflex den Kopf zwischen die Schultern, doch der Schmerz eines erwarteten Schlages bleibt aus. Vorsichtig öffne ich die zusammengekniffenen Augen einen Spalt weit, spähe hindurch und sehe,

wie Mutter mit den Fingern durch meine Haare fährt als würde sie sie kämmen.

»Wenigstens du hast mein wunderschönes Haar geerbt«, sagt sie verträumt und schaut auf die blonden Strähnen, die zwischen ihren Fingern hindurchrieseln wie gesponnenes Gold. »Nun müssen wir nur etwas daraus machen.«

Mit diesen Worten öffnet sie die Tür und schiebt mich nach draußen in die Nacht, wo ich für einen Moment mit zitternden Knien stehen bleibe, ehe ich mich auf die Suche nach meiner Schwester Beatrix mache.

# # #

Schon nach wenigen Schritten habe ich meine Schwester gefunden. Im Grunde muss ich auch nur den Schluchzern nachgehen, die die Stille der Nacht zerreißen. Immer noch weinend lehnt Beatrix am Brunnen, der in der Mitte unseres Hofes steht, und starrt in die Nacht hinaus, während ihre Schultern sich immer wieder ruckartig heben und senken.

Sie erschrickt, als ich zu ihr trete, und wischt sich schnell über die tränennassen Wangen. Sicherlich hat sie Mutter erwartet und damit gerechnet, wieder ausgeschimpft zu werden, weil sie noch nicht fertig ist, denn als sie mich erkennt, huscht zumindest die Andeutung eines Lächelns über ihre Lippen.

Ohne ein Wort zu sagen schöpfe ich Wasser aus dem Brunnen und wasche Beatrix mit einem Lappen, der über dem Brunnenrand hängt, das Gesicht. Ebenso stumm lässt sie es über sich ergehen. Auch als ich beginne, ihr braunes Haar zu einem einfachen Zopf zu flechten, sagt sie nichts, sondern sitzt einfach nur da. Wenigstens weint sie nun nicht mehr so jämmerlich, aber selbst wenn, hätte ich keine Worte des Trostes für sie. Ich kenne Mutter nicht anders und weiß genau, was ihre harschen Worte und Ohrfeigen alles anrichten können. Dass es diesmal Beatrix getroffen hat, verwundert mich jedoch. Sie ist zwar zwei Jahre jünger als ich, gehört aber

zu meinen ruhigeren, um nicht zu sagen *unkomplizierteren* Geschwistern.

Ich versuche, mir keine weiteren Gedanken darüber zu machen. Direkt ansprechen möchte ich meine Sorgen auch nicht, aus Angst, dass sie dann wieder anfängt zu weinen. Also verrichte ich meine Arbeit an ihren glatten braunen Haaren schweigend. Erst als ich aufstehe und mich abwende, um mich selbst fertig zu machen, krallt sich ihre Hand in meinen Rock und hält mich zurück.

»Ich wollte ihn heiraten, weißt du?«, erzählt sie mit erstickter Stimme und ich habe Mühe, sie überhaupt zu verstehen.

»Wen?« Ich setze mich zurück auf den Rand des Brunnens und beuge mich ein Stück zu ihr.

»Fynn, den Müllerssohn. Und er wollte mich auch.« Hilflös zuckt sie mit den Schultern. »Aber jetzt ... Jetzt wird er mich nicht mehr wollen.«

An der Art, wie sie den Mund verzieht, sehe ich, dass sie kurz davor ist, wieder in Tränen auszubrechen. Das muss ich verhindern, wenn ich einen weiteren Wutausbruch von Mutter umgehen will. Also knie ich mich vor meine Schwester und nehme ihre Hände in meine.

»Mach dir keine Sorgen. Wenn er dich wirklich liebt, wird er dich immer noch nehmen. Außerdem wird schon nichts passieren. Wir werden den Männern des Königs ihre Schlafstatt zeigen und ihnen zu Essen und zu Trinken bringen. Dann machen wir uns sofort wieder aus dem Staub. Niemand wird uns behelligen.« Ich lächle ihr aufmunternd zu und reibe ihr über die Hände, die so viel größer sind als meine, und hoffe, dass sie das verräterische Zittern in meinen nicht bemerkt.

Sie schaut mich mit großen Augen an, ehe sich ihr Mund zu einem kleinen Lächeln verzieht und sie ebenfalls meine zierliche Hand drückt. »Du hast recht. Wir tun nichts Falsches. Wir sind nur gastfreundlich.«

Ich nicke, stehe auf und klopfe mir den Staub vom Rock. »Geh hinein zu Mutter, wenn du fertig bist. Ich komme gleich nach. Sie schimpft sonst,

wenn wir zu lange brauchen.«

Das lässt sie sich nicht zweimal sagen. Immer noch mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, springt sie vom Brunnen und läuft mit großen Schritten über den Hof. Ich sehe ihr kurz nach, bis sie im Haus verschwindet.

Dann atme ich tief ein und halte für einen Moment die Luft an, ehe ich sie geräuschvoll ausstoße. Ich muss mir schnell etwas einfallen lassen, wie ich meine Schwester und mich schützen kann, denn Mutter wird es nicht tun. Doch zuerst muss ich diesem Drachen, der sich meine Mutter nennt, einigermaßen ansehnlich gegenüber treten, um nicht noch mehr Schelte zu riskieren.

Nachdem ich mir Gesicht und Hände gewaschen und die Haare neu geflochten habe, mache auch ich mich auf den Weg zu Hütte.

Beatrix steht in einer Ecke, sieht aber nicht mehr ganz so geknickt aus wie noch vor einer halben Stunde. Im Licht sehe ich zwar, dass ihre Wangen noch immer rotfleckig und die Augen gerötet sind, aber das scheint Mutter nicht zu stören. Sie könnte ohnehin nichts mehr daran ändern.

Kritisch prüft sie nun mein Äußeres, nimmt mein Kinn in eine Hand, dreht meinen Kopf nach links und dann nach rechts, ehe sie schließlich zufrieden nickt. Sie deutet auf die Tiegel, die auf dem Küchentisch stehen. Jeder ist unterschiedlich groß und auch farblich passen sie nicht zusammen, trotzdem ziehen sie meinen Blick magisch an. »Da heute ein besonderer Tag ist, dürft ihr euch etwas von meiner Schminke nehmen.«

Beatrix ist sofort hellauf begeistert und taucht die Pinsel und Schwämme in die Gefäße, um sie sich anschließend dann ins Gesicht zu schmieren. Am Ende sieht sie aus wie ein bemalter Pfau, doch das behalte ich für mich. Wenigstens sind nun die Rötungen in ihrem Gesicht überdeckt, sodass man ihr nicht mehr auf den ersten Blick ansieht, dass sie Rotz und Wasser geheult hat.

Ich selbst wähle nur einen dezenten Rouge aus, um meiner blassen Haut etwas Farbe zu verleihen. Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein Geist, weil meine Gedanken die ganze Zeit um das kreisen, was vor mir liegt. Anders als meine Schwester mache ich mir durchaus Sorgen und weiß nicht, wie ich mit dem, was vor mir liegt, fertig werden soll, ohne daran zu zerbrechen. Was, wenn die Männer des Königs sich nicht zu benehmen wissen und sich nicht damit zufrieden geben, nur von uns Essen und Getränke zu erhalten? Würde ich es wagen, mich gegen einen Soldaten zu wehren? Ich schlucke trocken, als ich nur darüber nachdenke. Am liebsten will ich es mir nicht einmal vorstellen, doch ich sollte besser auf alles vorbereitet sein. Um meiner- und meiner Schwester willen.

»Wann sollen die Männer des Königs denn kommen?«, frage ich, nachdem Mutter all ihre Tiegel und Döschen, Pinsel und Schwämmchen wieder weggeräumt hat.

»Nach der Jagd.«

Ich beiße mir auf die Lippen und bete, dass sie Vater heute Nacht nicht gefunden haben, ehe mir wieder einfällt, dass ich niemals zu diesen Göttern bete. Und doch habe ich es eben getan. Einfach so, ohne dass ich es verhindern konnte. Egal, solange es Vater gut geht, nehme ich auch das in Kauf. Für mich wäre es das schlimmste, wenn ihm etwas zustoßen würde. So sehr ich auch danach suche, kann ich in Mutters Gesicht keine Spur von Angst um ihren Mann erkennen. Sie macht sich überhaupt keine Sorgen, dass sie morgen früh Witwe sein und mit Haus, Hof und Kindern allein dastehen könnte. Ihre Gleichgültigkeit lässt mich frösteln.

»Wie lange werden sie bleiben?«, frage ich, während ich mir über die Arme reibe, auf denen sich eine Gänsehaut gebildet hat.

Mutter sieht mich forschend an, ohne eine Miene zu verziehen. *Sie überlegt, ob sie auf diese Frage antworten soll*, schießt es mir durch den Kopf und mir wird schlecht. *Richtig* schlecht.

»Sie bleiben, bis sie ihn gefangen haben«, beantworte ich beinahe flüsternd meine Frage selbst und Beatrix neben mir schnappt nach Luft.

»Nicht nur heute Nacht?«, fragt sie ängstlich und presst sich haltsuchend an mich.

Ich schüttele den Kopf. »Sie sind hier, um zu jagen, und nicht nur auf der Durchreise.« Ich fixiere Mutter, während ich das sage, suche noch immer nach irgendeiner Regung, irgendeinem Funken von Angst oder Mitgefühl, doch wieder werde ich enttäuscht. Da ist nichts außer Härte und der kalten Maske, die sie immer zur Schau trägt.

Mutter nickt knapp. »So die Götter es wollen, werden wir das Gefolge also eine ganze Weile hier bei uns haben.« Mit diesen Worten rauscht sie aus dem Zimmer und lässt Beatrix und mich allein. In meinem Kopf überschlagen sich die Fragen, Vermutungen und Ängste, während bittere Galle in meinem Hals aufsteigt und mich beinahe würgen lässt. Ich darf nicht zulassen, dass die Panik mich übermannt. Ich muss einen klaren Kopf bewahren.

Irgendwann werden die Jäger des Königs die Lust verlieren, einem Hirngespinnst hinterher zu jagen, aber wann wird das sein? Nach drei Tagen? Einer Woche? Einem Monat? Kann Vater so lange durchhalten? Können Beatrix und ich so lange durchhalten?

Ich kaue nervös auf meiner Unterlippe, aber ich weiß auf keine dieser Fragen eine Antwort. Vater muss sich nur bis zum Morgengrauen irgendwo verstecken, wo sie ihn nicht finden. Doch schafft er das? Was, wenn er in eine Falle läuft? Was, wenn er direkt einem Jäger vor den Bogen rennt oder sie Hunde zum Hetzen einsetzen? Das Bild, wie ein Hund mit weit aufgerissenem Maul dem schwarzen Bären, der mein Vater ist, an die Kehle springt, setzt sich in meinem Kopf fest.

Eine Hand auf meiner Schulter reißt mich aus meinen Gedanken und verscheucht diese schreckliche Vorstellung. Ich blicke hoch zu Beatrix, die

wieder neben mich getreten ist.

»Mach dir keine Sorgen, Miranda. Vater ist schlau. Sie werden ihn nicht kriegen.«

Ich lege meine zierliche Hand auf ihre und drücke sie kurz. Ja, er wird es schaffen, da bin ich ganz sicher. Er *muss* es einfach schaffen, denn ohne ihn bin ich verloren.